

Prof. Dr. Dietmar von Reeken
(Institut für Geschichte der Uni Oldenburg)

Universitätspredigt am 13. November 2016 (Volkstrauertag) in der St. Lamberti-Kirche, Oldenburg

Predigttext: Römer 8, 18-23:

Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick seufzt und in Wehen liegt. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes.

Liebe Gemeinde,

Paulus hat uns mit seinem Auszug aus dem Brief an die Römer einen sperrigen Text hinterlassen, dessen Sinn sich uns nicht einfach so erschließt: Unsere Gegenwart, in der wir leben, eine Zeit der Leiden, des Seufzens, der Angst? Die gegenwärtigen Leiden fallen nicht ins Gewicht? Und die Hoffnung scheint irgendwann in einer ungewissen Zukunft zu liegen, vielleicht gar erst nach unserer Lebenszeit – will uns Paulus hier auf das Jenseits vertrösten? Hat uns also dieser Bibeltext heute überhaupt noch etwas zu sagen?

Die Gegenwart als Zeit der Leiden: Trotz aller Probleme, mit denen wir heute in der Welt, in den Medien, in der Politik konfrontiert werden – unserer Alltagserfahrung entspricht dies hoffentlich trotzdem nicht. Wir alle erleben täglich freudige Momente, Augenblicke des Glücks oder wenigstens der Zufriedenheit. Aber wir kennen auch Ängste, sind manchmal unsicher, manchmal verzagt oder traurig, leiden oder seufzen also, wie Paulus es beschreibt. Leiden und Trauer sind ja sogar das Thema des heutigen Tages – wir begehen den Volkstrauertag. Ein Volk, unser Volk also trauert!? Viele von uns kennen leider die Trauer nach dem Verlust eines geliebten Menschen, eine Trauer, die schmerzt, die die Gedanken und Gefühle beherrscht, die zumindest für eine gewisse Zeit unser Leben prägt, bevor wir, manchmal mühsam und mit Rückschlägen, wieder in unseren Alltag zurückkehren, einen Alltag, der jetzt, ohne den gestorbenen Menschen, ein anderer Alltag ist. Aber diese Trauer ist ja eigentlich der Gegenstand des nächsten Sonntags, wenn wir den Totensonntag begehen. Hier dagegen geht es um die Trauer eines ganzen Volkes, also unser aller gemeinsame Trauer.

Ein solcher gemeinsamer „Volkstrauertag“ wurde 1919 vorgeschlagen und seit 1925 als staatlicher Gedenktag begangen. Ein ganzes Volk, das deutsche Volk, sollte hier um seine im fürchterlichen Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten trauern. Natürlich trauerten die Angehörigen alle in ihren Familien um ihre toten Söhne, Brüder, Väter. Ein Volkstrauertag sollte in den 1920er Jahren also mehr sein als dieses private, familiäre Gedenken, sollte die Trauernden vereinen, sollte dem Tod der Soldaten nachträglich einen Sinn geben, einen Sinn für das Ganze. Der Tod der Soldaten wurde als ein Opfer für die Gemeinschaft gedeutet. Und es war kein Zufall, dass der Gedenktag zunächst im Frühjahr begangen wurde: Man knüpfte bewusst an christliche Passions- und

Auferstehungsvorstellungen an. Nach dem Motto: So wie Jesus starb, damit wir leben, so starben auch die Soldaten im Krieg, damit Deutschland, damit das deutsche Volk leben konnte. Und der jährliche Gedenktag diene zur jährlichen rituellen Bestätigung, Erneuerung und Verbreitung dieser Überzeugung, zum Wachhalten dieser Erinnerung.

Dieser Volkstrauertag hat wie alles seine Geschichte – und er hat eine sehr problematische Geschichte. Im Nationalsozialismus wurde er zu einem staatlichen Feiertag, aber er wurde auch umgedeutet – von der Trauer um die Opfer zu ihrer Verehrung als Helden. Deshalb hieß er jetzt auch „Heldengedenktag“. Während der Volkstrauertag vor allem der Vergangenheit zugewandt war und dem Sterben im vergangenen Krieg im Nachhinein Sinn verleihen sollte, so diente die Erinnerung an die Helden jetzt der Gestaltung von Gegenwart und Zukunft. Die Helden waren Vorbilder für die Deutschen, sie sollten ihnen nacheifern – und der nächste fürchterliche Krieg, in dem sich dieses Opfer bewähren sollte, war ja nicht mehr weit. In den Feiern wurde das Lied vom guten Kameraden aus den Befreiungskriegen, das die Kameradschaft der Soldaten betonte, ergänzt durch das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied, die für deutsche Wiedergeburt und deutsche Zukunft standen. Und es war auch kein Zufall, dass die Nationalsozialisten wichtige politische und militärische Ereignisse gezielt im Umfeld des Heldengedenktags ansetzten: Am Vorabend des Tages 1935 wurde die Wehrpflicht wiedereingeführt, ein Jahr später wurde unter Missachtung des Versailler Vertrags das entmilitarisierte Rheinland besetzt.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Herrschaft wurde der Volkstrauertag wieder als solcher bezeichnet und begangen. Jetzt wurde nicht mehr nur an die gefallenen Soldaten, sondern auch an die Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft, die Opfer des Bombenkrieges und an die von Flucht und Vertreibung erinnert. In den ersten Nachkriegsjahren stellten die Redner bei den zentralen Gedenkveranstaltungen die Nation der Deutschen als „Schicksals- und Leidensgemeinschaft“ dar, also selbst als Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft, während von Schuld, von Täterschaft, von Verantwortung kaum die Rede war. Dies änderte sich allerdings allmählich in den folgenden Jahrzehnten, wobei der Tag immer stärker auch als Aufruf zu Demokratie und Frieden genutzt wurde.

Und heute? Ist der Volkstrauertag noch ein wichtiges Datum für uns? Die Zeit des Leidens, des Seufzens der Schöpfung, wie Paulus sie beschreibt, scheint lange vorbei – mehr als sieben Jahrzehnte trennen uns vom Ende des Zweiten Weltkrieges, die Zahl derjenigen, die uns noch von ihren häufig bedrückenden Erfahrungen aus dieser Zeit berichten können, wird immer kleiner. Ich kann mich noch daran erinnern, wie in meiner Kindheit in den 1960er und frühen 1970er Jahren im Radio an diesem Tag nur getragene Musik gespielt wurde, um der Würde der Erinnerung an die Toten auch akustisch Ausdruck zu verleihen. Ich fand das damals immer merkwürdig, befremdlich – staatlich verordnetes Trauern in seinen unterschiedlichen Formen kommt also nicht unbedingt bei denjenigen an, für die es eigentlich gedacht ist. Ich trauerte jedenfalls ganz sicher nicht und mit mir viele andere Angehörige des Volkes wohl auch nicht. Aber immerhin war der Tag dadurch als etwas Besonderes wahrnehmbar, hat irritiert – und Irritationen können ja auch zum Innehalten, zum Austritt aus den Gewohnheiten des Alltags, zum Nachdenken führen. Heute dagegen, wo wir an einem solchen Sonntag unzähligen Radio- und Fernsehsendern, Internet- und Freizeitangeboten begegnen, müssen wir schon vom Kalender oder der Zeitung daran erinnert werden, dass der Tag, dass der „Volkstrauertag“ mal wieder dran ist. Aber wohl ohne dass das bei den Allermeisten von uns für ihren Tagesablauf irgendeine Bedeutung hätte.

Hat sich also so etwas wie ein „Volkstrauertag“ überlebt, wenn keiner mehr wirklich trauert und der Gedenktag nur durch staatliche Feiern aufrechterhalten wird? Haben wir als Volk keinen Grund mehr zu trauern? In der Tat ist Trauer ja etwas höchst Individuelles – und ob ich an einem bestimmten Tag gemeinsam mit anderen trauern möchte, entscheidet jede und jeder von uns selbst. Wozu also ein Volkstrauertag? Und wer ist eigentlich das Volk, das diesen Trauertag begeht oder begehen soll? Das deutsche Volk? Der Begriff wird in jüngster Zeit ja wieder verstärkt verwendet, nachdem er lange belastet schien. In der Wendezeit haben die Demonstranten in Leipzig und anderswo, darunter viele kirchlich engagierte Christen, „Wir sind das Volk“ gerufen, und sie haben damit den Anspruch der Regierenden der DDR, das Volk zu vertreten, massiv in Frage gestellt. Der Ruf hatte etwas ungemein Befreiendes, er erzeugte Gemeinschaft und Solidarität unter den Rufenden, er machte Mut zum Widerstehen trotz aller Bedrängnisse und Leiden.

Heute rufen andere denselben Satz oder schreiben ihn auf ihre Transparente – und anders als vor fast dreißig Jahren ist er heute vor allem gegen andere gerichtet: zwar auch gegen die Regierenden, die heute aber doch demokratisch, also vom Volk legitimiert sind. Aber vor allem richtet er sich gegen alle, die anders sind, insbesondere die zahlreichen Flüchtlinge, die in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht freiwillig, sondern aus purer Not und Bedrängnis aus anderen Staaten, anderen Regionen, anderen Kulturen auf vielfach überaus beschwerlichen und gefährlichen Wegen zu uns gekommen sind. „Wir sind das Volk“ heißt also heute: Ihr gehört nicht dazu! Damit stellen sich diejenigen, die heute „Wir sind das Volk“ rufen, in eine unselige Tradition, denn natürlich wurden früher beim Volkstrauertag auch nur die eigenen Toten beklagt, nicht die anderer Völker. Die, die das rufen, sind nicht an Trauer, Gedenken, an Erinnerung interessiert, sondern an Verdrängen und Vergessen.

Ist das unser christliches Verständnis? Dass damals viele Kirchen und Pfarrer diese exklusive, diese ausgrenzende Trauer („Wir trauern um unsere Toten“) mitgetragen, ja wesentlich mit befördert haben, zählt sicher zu den eher dunklen Seiten der Geschichte unserer christlichen Kirche. Gott sei Dank ist das heute anders – und der Anspruch der heutigen Demonstrierenden, mit ihrem ausgrenzenden „Wir sind das Volk“ das christliche Abendland gegen vermeintliche Bedrohungen zu verteidigen, erhält zumindest von Seiten der Kirchen keine Unterstützung, im Gegenteil.

Und auch wir einfachen Christen sollten ein anderes Verständnis von Volk und damit auch von einem Volkstrauertag haben. Nach christlichem Verständnis sind alle Menschen Teil der Schöpfung, sind Kinder Gottes – unser Gedenken am Volkstrauertag gilt daher nicht nur „unseren“ deutschen Toten, sondern allen denjenigen, die unter Krieg, Gewaltherrschaft und Not litten und immer noch leiden, für die ihre Gegenwart im Sinne Paulus tatsächlich, anders als es bei uns zu unserem großen Glück seit Jahrzehnten der Fall ist, vor allem von Leiden, vom Seufzen geprägt war und ist. Und es ist dabei ganz egal, welchem Staat oder welcher Volksgruppe oder welcher Religion sie angehören mögen. Sich dies an diesem Tag bewusst zu machen, kann bei aller Unterschiedlichkeit der Auffassungen und politischen Überzeugungen ein heutiger Sinn eines Volkstrauertags sein. Ein Sinn allerdings, den man wohl noch stärker den Menschen vermitteln muss, damit er kein hohles, lebensfernes Ritual ist oder bleibt.

Gedenken, liebe Gemeinde, heißt also nicht nur, sich zu erinnern, wie etwas mal gewesen ist. Gedenken heißt auch, aus der Erinnerung heraus, aus der Bewertung dessen, was geschehen ist und warum es geschehen ist, auch in der Gegenwart und in der Zukunft handeln zu können, ja vielleicht auch handeln zu müssen. Im Geist des Christentums zu handeln heißt, sich den Leidenden in der Gegenwart zuzuwenden; heißt, sich gegen Ausgrenzungen zu wehren; heißt, Verantwortung zu

übernehmen – jede und jeder nach seinen Möglichkeiten. Ob dieses Handeln immer richtig oder gar von Erfolg gekrönt ist, wissen wir zwar nicht. Aber dass Christen aus ihrem Glauben heraus auch dazu berufen sind, ihre Umwelt und die Gesellschaft, in der sie leben, mitmenschlich mitzugestalten, davon bin ich überzeugt.

Und deshalb ist es auch nicht nur eine Jenseitshoffnung, die Paulus uns mit seinen Worten vermitteln will, auch wenn es vielleicht so klingt. Lang genug sind in unserer Geschichte auch von der Kirche Menschen damit getröstet worden, in der Gegenwart ihr Leiden hinzunehmen, weil sie nach dem Tode dafür belohnt würden. Paulus' Worte bedeuten für uns aber nicht, das Leiden zu akzeptieren – sie bedeuten vielmehr, dass es Hoffnung gibt, Leiden zu überwinden, und dass Christen aus dieser Hoffnung leben. Sie zeigen uns aber auch, dass nicht alles in unserer Macht liegt – denn diese Hoffnung, unsere christliche Hoffnung ist nicht in uns selbst, in unseren Fähigkeiten, in unserem Willen begründet. Paulus spricht zwar in einer Situation zu den Glaubensbrüdern in Rom, als die ersten Christen davon ausgingen, dass die Wiederkehr Christi und damit das Ende der Welt, wie sie sie kannten, unmittelbar bevorstünde. Und daher hatte die Gestaltung der jetzigen Welt für ihn an dieser Stelle seines Briefes auch nicht eine so große Bedeutung – er wollte seinen Glaubensbrüdern und -schwestern vermitteln, dass sie als kleine Minderheit in einer Zeit der Bedrängnis nicht alleine waren, dass Gott bei ihnen war und dass sie ihm vertrauen, dass sie auf ihn bauen sollten. Aber auch wenn sich die Situation seit damals grundlegend gewandelt hat, wir heutigen Christen in ganz anderen Umständen leben, so haben wir doch auch Grundlegendes gemeinsam: Die Hoffnung der ersten Christen gründete auf dem befreienden Akt Gottes in Christus, und dieser gibt uns auch heute noch Hoffnung, liebe Gemeinde: Hoffnung, dass unsere Ängste uns nicht beherrschen und lähmen müssen, auch wenn die Lage noch so bedrohlich ist oder scheint; Hoffnung, dass unser Leben und Handeln sinnvoll ist, auch wenn wir fehlen und auch wenn wir nicht immer wissen, was jeweils das Richtige ist, was wir tun sollen; Hoffnung, dass wir uns gemeinsam um die Gestaltung einer menschlicheren Welt bemühen können.

Amen